



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

1913. * Nr. 48

Alles umsonst.

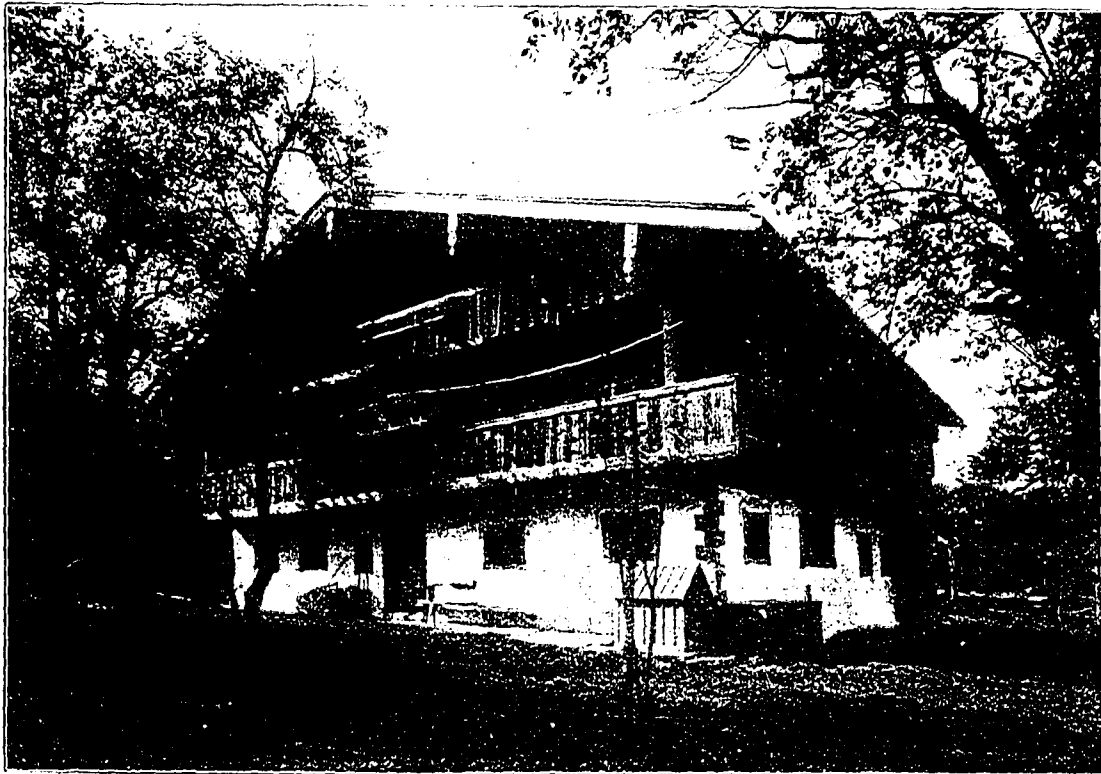
Roman von Walter Kabel.
 (Fortsetzung.)

Es waren gerade immer die Sätze, in denen etwas vom Charakter der Schreiberin hindurchleuchtete. Auch noch andere Sätze gab es in dem Brief, die Löwning jetzt, wo er sie ruhiger und daher auch kritischer betrachtete, mehr zu sagen schienen, als man auf den ersten Blick ahnte. Warum hatte Asta van Zourleeven zum Beispiel dieses Schreiben gerade an ihn gerichtet und nicht an Werner, vor dem sie sich doch weit mehr in einem für sie ungünstigen Lichte gezeigt hatte? Wenn ihr wirklich nur etwas daran lag, sich überhaupt vor dem Bekannwerden zu schützen, so wäre doch ein offenes Bekenntnis seinem Kollegen gegenüber weit eher angebracht gewesen. Löwning war gewiß nicht eitel. Und doch gab ihm diese immerhin auffallende Tatsache zu denken. Mehr noch,

er freute sich darüber. So war es doch wohl nicht lediglich der Beamte, vor dem Asta sich zu rechtfertigen suchte, sondern seine Person als solche, an deren Wertschätzung ihr etwas gelegen war. — Zimmerweiter spannte er sich in diese Gedanken ein. Er wollte einmal sich selbst gegenüber ganz, ganz ehrlich sein. Hatte es ihn nicht geradezu angenehm überrascht, als er schon gestern merkte, daß Weitraps Liebe zu Asta nicht allzu tief sein konnte, da dieser über die scheinbare Nebenbuhlerschaft Gebhards so leicht hinweggegangen war...! Und hatte ihn diese heutige Beobachtung, daß der Baron sich anscheinend für Wera zu interessieren begann, wirklich nur aus Liebe zu seiner Schwester mit so großer Genugtuung erfüllt? Sprach bei alledem nicht auch noch anderes mit, eben die

frohe Erkenntnis, daß Asta van Zourleeven, die ihm zunächst wie ein unerreichbarer Stern erschienen, ihm jetzt näher gerückt war, da sein Freund sich doch offenbar zu Wera weit mehr hingezogen fühlte, weit mehr... Wäre er wohl sonst gleich heute wieder zu ihnen gekommen?!

Löwning sann und sann. Trotz seines im Grunde leicht angelegten Charakters war er in mancher Hinsicht fast schwerfällig. Er hatte seine Kameraden, die nur zu bald für irgendeine Schönheit entflammt waren und oft ihre Neigungen von heute auf morgen wechselten, nie verstanden. Das Weib hatte in seinem Leben noch keine Rolle gespielt. Für ihn war, solange er seine geliebte Ulanka getragen, nur eins vorhanden gewesen: seine Pferde. Für Liebesleiden hatte er nie Zeit übriggehabt, nie. Vielleicht daß er seiner Mutter, die ihren einzigen Sohn schon frühzeitig gelehrt hatte, in jeder Frau ein besonderes, ritterlichen Schutz und ehrerbietige Behandlung heißendes Wesen zu sehen, dieses fast scheue Ausweichen vor jeder näheren Berührung mit



Das Weib-Haus in Antterling. (Mit Text.)

dem anderen Geschlechte verdankte. Bisher war ihm noch kein Weib begegnet, das in ihm wärmere, schmelzige Gefühle geweckt hätte. — Dann lernte er vor-gestern Asta kennen, dieselbe Asta, vor der ihn sein stolze Werner ja bewahrt hatte. „Ein starker Charakter, und daher für uns ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen“, hatte Werner gesagt. — So war er ihr mit einer gewissen Respekt

gegenübergetreten. Auch ihm hatte sie durch ihr Benehmen Häßel ausgegeben, die ja jetzt sämtlich glücklich gelöst waren. — Und doch hatte er in ihrer Nähe sofort etwas Besonderes empfunden. Es waren Regungen seines Innern, über die er sich erst später klar wurde, — gestern nacht, als er schlaflos dalag und die Eindrücke des ereignisreichen Tages nochmals an seiner

dem anderen Geschlechte verdankte. Bisher war ihm noch kein Weib begegnet, das in ihm wärmere, schmelzige Gefühle geweckt hätte. — Dann lernte er vor-gestern Asta kennen, dieselbe Asta, vor der ihn sein stolze Werner ja bewahrt hatte. „Ein starker Charakter, und daher für uns ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen“, hatte Werner gesagt. — So war er ihr mit einer gewissen Respekt

Geiste vorüberziehen ließ. Liebe auf den ersten Blick! — So oft hatte er über diesen Satz gelächelt, der ihm so viel Unwahrscheinlichkeiten zu enthalten schien. Und jetzt — erfährt er nicht dessen überraschende Wahrheit an sich selbst?! War es wirklich nur der Fingerringdiebstahl, der sein Denken wie magnetisch immer wieder nach dem Hause am Kurfürstendamms hinzog?

Wieder nahm er Altas Brief zur Hand. Jetzt suchte er darin nach irgendeinem herzlicheren Wort, nach irgendeiner Wendung, die ihm Hoffnung gegeben hätte, daß auch er ihr nicht ganz gleichgültig war. Aber er fand nichts Neues, mußte sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß sie ihm gegenüber diese Beichte abgelegt hatte, gerade ihm gegenüber, wo doch Werner so viel mehr Anbruch darauf gehabt hätte.

Erst als die Standuhr im Nebenzimmer mit ihrem tiefen, dröhnenden Gongton die Mitternachtsstunde verkündete, erhob er sich, verschloß den Brief in seinem Schreibtisch und begab sich zur Ruhe. Aber der Schlaf wollte auch heute nicht kommen. Ein Gedanke war es, der Lönning jetzt unangenehm beschäftigte: Warum mußten mit dem Schuldigen, der der strafenden Gerechtigkeit kaum noch entkommen konnte, auch diejenigen leiden, die keinen Teil an seiner Schuld hatten, warum mußte eine bisher hochgeachtete Familie eines einzelnen ihrer Mitglieder wegen mit an den Pranger gestellt werden?! Gab es denn kein Mittel, diesen Schlag von der ahnungslosen Kommerziantin und der armen Alta abzuwenden?! Ein Mittel gab es schon. Aber — wo blieb denn die Pflicht, die ihm nur einen Weg vorschrieb: den Schuldigen den Gerichten auszuliefern! ... Lönning schlief wenig in dieser Nacht, noch weniger als in der vorigen.

11.

Der nächste Tag brachte nach dem trüben, unbeständigen Wetter der letzten Woche endlich wieder einen klaren Himmel und warmen, belebenden Sonnenschein. Daher hatte man auch in dem Viskowskischen Speisezimmer, wo die Familie beim ersten Frühstück zusammenfaß, die Vorhänge der Fenster zurückgezogen, so daß die helle Lichtflut ungehindert in den großen Raum einströmte und die Sonne ihre langen leuchtenden Vierecke auf den Parkettboden und den großen Perserteppich zeichnen konnte.

Der Kommerziant war erst am Abend vorher von seiner Geschäftsreise aus Hamburg zurückgekehrt, und Alta, die noch keine Gelegenheit gehabt hatte, ihn zu sprechen, fragte ihn sofort, in dem sie ihm die Tasse aufs neue füllte, was er denn in der achtwöchigen Altkstadt für Wetter gehabt hätte.

„Mierables, kind“, erklärte Viskow und zerbröckelte nervös, ohne anzusehen, ein Brötchen zwischen den Fingern.

„Die kurze Reise scheint dich doch angegriffen zu haben, Papa“, meinte Alta jetzt, indem sie ihm prüfend in das ungewöhnlich blaße, fast aschgraue Gesicht schaute.

Er blickte sie an. Fast argwöhnisch, schien es ihr. Und dann sagte er müde, während eine leichte Röte ihm in die Wangen stieg:

„Man wird eben alt, kind. Die geschäftlichen Konferenzen, die sich Stunden und Stunden hinzogen, haben all meine Geisteskräfte in Anspruch genommen. Vielleicht war's etwas zuviel für mich. Und dann noch das Bett in dem sogenannten erstklassigen Pensionat, wo ich abgestiegen war, weil ich's dort besser als im Hotel anzutreffen hoffte, — das hat mir sicher den Rest gegeben. Es war hart wie ein Stein. Ich habe kein Auge zutun können.“

Das kam alles so langsam, so widerwillig heraus, daß Alta, so gern sie ihrem Stiefvater etwas Liebes gesagt hätte, jedes weitere Wort unterdrückte.

Auch Frau Wilma war nach all den Aufregungen der letzten Tage nicht in der Stimmung, irgendein gleichgültiges Gespräch zu beginnen. Und von dem, was sie bewegte und was sie so gerne mit ihrem Gatten näher durchgesprochen hätte, wagte sie nicht nochmals anzufangen, nachdem er gestern abend, als sie über Guido Gebhards schreckliches Ende eine Bemerkung machte, die eine weitere Erörterung dieses Themas einleiten sollte, beinahe befehlend gesagt hatte, daß er diesen Namen nie mehr zu hören wünsche, nie mehr.

So verließ die Kaffeetafel recht schweigend. Der Kommerziant erhob sich auch bald, um ins Geschäft zu fahren, kehrte dann aber, bereits im Mantel, nochmals zu seinen Damen zurück und fragte Alta, ob sie ihn nicht in die Bibliothek begleiten wolle, da er mit ihr etwas zu besprechen habe.

„Entschuldige uns, Wilma“, wandte er sich an seine Frau, die verwundert schien, aus welchem Grunde man die Angelegenheit nicht auch in ihrer Gegenwart erörtern könne. „Es handelt sich um eine Sache, die für dich weiter kein Interesse hat. Und Alta soll mir dabei ganz unbeeinträchtigt ihre Ansicht sagen.“

Damit schritt er auf die Tür des Herrenzimmers zu, öffnete sie und ließ Alta vorangehen.

„Liebes Kind“, begann er dann, als sie sich in der Bibliothek gegenüberstanden, „du weißt, daß ich mich bisher absichtlich nicht

um die Verwaltung meines Vermögens bekümmert habe, die ja auch nur deinen Vormund etwas angeht. Dein Geld ist in sicheren Papieren angelegt, die leider nur den einen Nachteil haben, daß sie eben zu wenig Zinsen abwerfen. Insofern bin ich, um ganz ehrlich zu sein, mit Dr. Busches Verwaltung nicht ganz zufrieden. Ich bin Kaufmann, und als solchem ist es mir direkt schmerzlich, mitanzusehen, wie deine Kapitalien sozusagen unbenutzt liegen bleiben. Ich habe nun gerade jetzt die Möglichkeit, für dich Papiere billig zu kaufen, die total sicher sind und sie mit mindestens acht bis neun Prozent verzinsen. In deinem Interesse wollte ich dich daher fragen, ob du mir deine Ersparnisse, die du in den letzten Jahren von dem dir ausgelegten Taschengelde gemacht hast und über die du frei verfügen kannst, nicht zu diesem Zwecke anvertrauen willst. Dein anderes Vermögen ist ja leider infolge der strengen gesetzlichen Bestimmungen vorläufig unangreifbar.“

Alta sah hier eine Möglichkeit, ihrem Stiefvater zu zeigen, daß sie das bisherige, ziemlich oberflächliche Verhältnis zu ihm herzlicher gestalten wolle. Auf diese Weise gedachte sie das wieder gut zu machen, was sie als schwere Schuld ihm gegenüber noch immer empfand.

„Wie soll ich dir nur für diese Fürsorge danken, Papa“, sagte sie daher mit ehrlicher Wärme und streckte ihm herzlich die Hand hin. „Gewiß bin ich einkerntend. Ich wäre ja auch glücklich, ein so günstige Gelegenheit, meine Einnahmen zu vergrößern, vorübergehen zu lassen. Dazu bin ich doch zu sehr in Kaufmannsreisen angewachsen“, fügte sie lächelnd hinzu. „Und wann willst du das Geld haben, Papa?“

„Am besten gleich. Schreibe an Doktor Busche, dem du deine Ersparnisse ja wohl ebenfalls übergeben hast, daß er mir die Summe aushändigen soll. — Wie hoch mag diese sein? Hast du darüber einen Überblick?“

Wieder lächelte Alta. „Aber natürlich, Papa. Es sind jetzt gegen zwanzigtausend Mark, meinen Lotteriegewinn vom vorigen Jahre miteingerechnet.“

Fünf Minuten später verließ der Kommerziant, den Brief Altas an den Vormund in der Tasche, das Haus und fuhr nach seinem Geschäft, das im Zentrum Berlins in einer stillen, vornehmen Seitenstraße lag.

Die Räume des Bankhauses von Joulleven & Co., in dem Viskow als Prokurist gearbeitet hatte, bevor er von dem Gatten seiner jetzigen Frau als Sozius angenommen und dann nach Heinrich von Joullevens Tode durch seine Heirat alleiniger Inhaber der Firma geworden war, befanden sich in dem Erdgeschoß eines weitläufigen Gebäudes und waren noch mit demselben altmodischen Inventar ausgestattet, welches der Gründer des Geschäftes, Frau Wilmas erster, um beinahe zwanzig Jahre älterer Gatte, vor nunmehr einem halben Jahrhundert angeschafft hatte, machten aber vielleicht gerade deswegen diesen gediegenen, vertrauenerweckenden Eindruck. Auch in Viskows Privatkontor standen noch dieselben Möbel, die schon sein verstorbener Teilhaber benutzt hatte, — der jetzt fast auffallend unmoderne Schreibtisch mit dem hohen, das Licht abperlenden Aufbau und die Lederfessel mit dem geraden, steifen Lehnen, die alles andere als bequem waren.

Der Kommerziant hatte mit kurzem Gruß für die Angestellten den langgestreckten Arbeitsraum mit den vielen Pulken durchschritten und stand jetzt, noch mit dem Hut auf dem Kopf, in seinem Privatkontor vor dem Schreibtisch und sah flüchtig den Berg von Briefen durch, der sich in den zwei Tagen seiner Abwesenheit angesammelt hatte. In letzter Zeit waren die gesamten Eingänge stets zuerst von ihm allein geprüft worden, worauf sie zur Erledigung weiter verteilt wurden. Erst nachdem Viskow sämtliche Briefe schnell überflogen hatte, nahm er sich die Zeit, Hut und Mantel abzulegen. Dann setzte er sich hin und schrieb einige Zeilen an Sanitätsrat Busche und bat um sofortige Übersendung der ihm von seiner Stieftochter zur Verfügung gestellten Summe.

Plötzlich hielt er inne und warf die Feder achtlos auf die grünbezogene Tischplatte.

„Es ist doch alles zwecklos, — alles!“ stöhnte er auf, in trübseliger Verzweiflung vor sich hinstarrend. „Das Verderben läßt sich nicht mehr aufhalten. Hätte ich doch nur den Mut gehabt, schon vor einem halben Jahr nach den ersten größeren Verlusten das Geschäft aufzulösen. Dann wäre ich ein ehrlicher Mensch geblieben. Und jetzt ... jetzt ...“

So sah er wohl eine Viertelstunde und grübelte und grübelte, suchte immer wieder nach einem Ausweg, den drohenden Zusammenbruch der Firma aufzuhalten, und fand keinen ...

Mit müder Gleichgültigkeit beendete er schließlich das Schreiben an den Sanitätsrat und übergab es einem der Geschäftsboten zur Beförderung. Dann klingelte er nach dem alten Weingärtner, der Prokurist und Kassierer in einer Person war und bereits unter Heinrich von Joulleven diesen Posten bekleidet hatte.

Der weißhaarige, etwas gebückte Herr mit der großen Stahlbrille vor den kurzlichtigen Augen begann sofort nach der ersten Begrüßung, indem er ängstlich seinen Bleistift, den er bis dahin unter dem Ohr getragen hatte, zwischen den Fingern hin und her drehte: „Herr Kommerzienrat, Sie haben Graf Kramsta wieder antelephoniert und um endliche Auszahlung seines Guthabens ersucht, — recht ungehaltenen Tones schon.“ Dann eine kleine, schwüle Pause. „Und dabei habe ich zurzeit keine dreißigtausend Mark in der Kasse und sehe auch keine Möglichkeit, anderswoher die noch fehlenden siebzehntausend zu beschaffen.“

Liskow hatte sich bereits wieder vollständig gefaßt. Er griff in die Brusttasche seines Rockes und holte ein Bündel Banknoten heraus, die er vor dem alten Herren auf die Schreibtischplatte hinzählte. „... neunzigtausend ... hunderttausend. — Da nehmen Sie, Meinecke, und schicken Sie dem Grafen sofort das Geld zu. Was ist in nächster Zeit noch auszusahlen? Haben Sie die Summen im Kopf?“ fragte er dann, das freudige Erstaunen seines langjährigen Mitarbeiters völlig ignorierend.

„Dawohl, Herr Kommerzienrat“, erwiderte der Profurist mit hoffnungsfreudigem Eifer. „Da käme also zunächst die Frau Regierungsrat Anders, die nach Köln zu ihren Kindern zieht, mit fünfundsiebzig Tausend, dann der nach Stettin versetzte Major von Blaschke mit zweihundsechzig Tausend, ferner ...“

„Wann müssen diese Summen bereit sein?“ unterbrach Liskow ihn mit leicht vibrierender Stimme.

„Spätestens übermorgen.“

„Gut. Weiter!“

„Dann hat heute früh Herr Baron von Weitrap antelephoniert und gebeten, die Industriefabrikate, die wir für ihn gekauft haben, bis zur Höhe von achtzigtausend Mark sofort zu veräußern und diese Summe sowie sein Paraphrasen dem Gutsverwalter statisch auf Welschhofen, Provinz Posen, zuzustellen.“

Liskow wandte blühschnell den Kopf nach dem Fenster hin, damit Meinecke nicht sah, wie ihm bei dieser niederschmetternden Nachricht alles Blut aus dem Gesicht gewichen war. Er wußte: das war das Ende. Jetzt gab's kein Aufhalten mehr. Die Tropfen Schweiß traten ihm auf die Stirn. Und wie aus unendlicher Ferne klangen die Worte Meineckes jetzt an sein Ohr. Er begriff nicht mehr, was jener sprach, nickte nur ganz automatisch hin und wieder mit dem Kopf, nur um den Anschein zu erwecken, als ob er auf all das hingehört ...

Dann war er wieder allein. In sich zusammengesunken saß er da, die Farbe des Todes im Gesicht, mit einem Ausdruck in den Augen wie ein gehobtes Tier in qualvollster Todesangst ...

Plötzlich griff seine Hand nach der inneren Tasche seiner Weste. Seit Wochen schon trug er ein kleines, schmales Fläschchen mit aufschraubbarem Glasstopfen mit sich herum ... Mauthäute.

Aber die tastende Hand wurde ebenso langsam leer zurückgezogen. Er wollte nicht sterben, wollte nicht ... Hatte er etwa nur dazu die Folter dieser letzten Tage durchgemacht, um jetzt doch die Waffen zu strecken! Es mußte einen Ausweg, eine Hilfe geben, — mußte ...

Und wieder jagten des bleichen Mannes Gedanken von Möglichkeit zu Möglichkeit, getrieben von einer schmeichelnden Worte: der Hoffnung.

12.

Kamm hatte der Kommerzienrat das Haus verlassen, als Asta, die zusammen mit ihrer Mutter die nötigen Besorgungen für Wehards Begräbnis erledigen wollte und sich eben zum Ausgehen fertig machte, durch das Stubenmädchen an das Telephon gerufen wurde.

„Ein Herr möchte das gnädige Fräulein sprechen. Seinen Namen hat er aber nicht genannt“, bestellte Beate, die seit gestern dauernd mit verweinten Augen umherging, da auch ihr neuester Schatz, der forische Techniker Karsten, ihr mit der kurzen Begründung abgeschrieben hatte, sie passten doch nicht füreinander, wie er jetzt eingesehen habe, und daher wäre es besser, diesem „schönen Traum“, wie er sich so hochpoetisch ausdrückte, sofort ein Ende zu machen.

Das Haus-Telephon hing im Korridor. Dieses zu benutzen, scheute sich Asta jedoch, da sie die neugierigen Ohren der Dienstboten fürchtete. Aber in dem Herrenzimmer auf dem dort mehr der Vollständigkeit halber stehenden Diplomatenschreibtisch befand sich noch ein Tischtelephon. So eilte Asta denn dorthin, in der unsicheren Hoffnung, daß es vielleicht Lönning sein könnte, der sie anriet, um ihr ihres gestrigen Briefes wegen einige Worte des Dankes zu sagen.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Es war der Kriminalkommissar, dessen Stimme sie auch deutlich erkannte.

„Gnädiges Fräulein, ich muß Sie unbedingt möglichst bald sprechen. Es handelt sich um eine Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet. Da unsere Unterredung nun zunächst geheim bleiben

muß, sich aber auch auf der Straße nicht erledigen läßt, so möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, als Ort der Zusammenkunft die Wohnung meiner Schwestern zu wählen, die allerdings gleichzeitig die meine ist. Meine Schwester Wera, die wegen starker Migräne heute den Tag über daheim bleibt, wird sich freuen, Sie baldigst begrüßen zu können. Ich wiederhole nochmals, gnädiges Fräulein, — es handelt sich um eine sehr schwerwiegende Angelegenheit. Wann darf ich also auf Ihr Erscheinen rechnen?“

Asta überlegte nicht lange.

„Wahst es Ihnen um zwölf Uhr vormittags?“

„Offen gestanden: angenehmer wäre mir eine spätere Stunde, da ich höchstwahrscheinlich bis halb ein Uhr dienstlich in Anspruch genommen bin. Also vielleicht ein Uhr ...“

„Gut, ich werde pünktlich dort sein. Und Ihre Adresse, Herr von Lönning?“

„Neue Königstraße 28, zwei Treppen.“

„Gut. — Auf Wiedersehen also.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Treue.

Roman aus der Zeit der Befreiungskriege von Maria Finde.

(Schluß.)

Oberst v. Wangenheim war im ärgsten Angelegen an den Bagration-Schanzen, die die Franzosen den Russen im zähen, blutigen Kampf zu nehmen trachteten. Der mutige Offizier stürmte, den Degen in der Hand, seinen Leuten mit aufmunterndem Zuruf voran. Da traf ihn ein Kartätschensplitter an der Stirn, er schwankte, um dann lautlos zusammensinkend. Traugott, der in seiner Nähe war, stürzte, als er ihn sinken sah, auf seinen geliebten Herrn zu, um ihn aus dem Getümmel zu bergen. Ob der Oberst tot war, oder ob er noch lebte, — er mußte ihn davon bewahren, von Kesseln zertrümmert oder von nachrückenden Munitionswagen zermalmt zu werden. Mit übermenschlicher Straß gelang es Traugott, seinen Herrn herauszuziehen, während ihm selbst die Augen um die Ohren pfliffen. Doch seine Kraft bei seinem Samarkiterwerk. Es gelang ihm, den Bewußtlosen in eine abseits gelegene Vertiefung zu bringen, wo schon mehrere Schwerverwundete sich hingeschleppt hatten, um dort ruhig zu sterben.

„Wunderherz, meiniges“, lachte da ein Pole, mit dem Traugott Schulter an Schulter oft marschiert war, „gib die letzte Mühe, er ist tot, Herr deiniges, laußt ihm nicht mehr helfen. Nimm Geld, was er hat in Brusttasche, — ist reich, dein Herr Oberst, und sich!“

„Wie könnte ich meinen guten Herrn berauben!“ entgegnete Traugott empört, während er die Wunde, so gut es ging, zu verbinden suchte. Er hatte nichts anderes dazu, als einen Armel seines Hemdes, den er sich abriß.

„Wenn Russen siegen, nehmen sie Leichen alles fort; — nimm du lieber!“

„Nein, nein, — Gott wird uns helfen und meinem Herrn Oberst das Leben identen! Aber ich muß fort“, sagte er plötzlich verwirrt, denn er dachte an die Regimentskasse, die zu beschützen sein Herr ihm aufgetragen hatte, falls er selbst es nicht mehr zu tun imstande sei. „Paß auf meinen Oberst auf“, hat er den Polen, „da haßt du noch den Rest aus meiner Feldtasche.“ Er gab sie dem Mann, der sie mit dankbarem Blick gierig an die Lippen setzte. Alsdann eilte Traugott zurück auf den Kampfplatz, wo heulende Kanonenschüsse die dicke Masse Lebender so wohl als die Berge von Leichen durchschüttelten und Ströme Blutes den Boden neckten. Der Kampf des Tages, der achtzigtausend Mann kostete, blieb lange unentschieden, bis endlich Napoleon das Schlachtfeld behauptete, ohne jedoch die Russen verfolgen zu können. Wiederholt waren diese zum Angriff mit dem Säbel unter die kämpfende französische Armee vor den Bagration-Schanzen gelangt, und als Traugott, fast blind vom Pulverdampf, endlich den Wagen mit der Regimentskasse entdeckte, sah er zwei heutzutage Russen sich mit Triumphgeschrei darauf stürzen. Er mußte sie ihnen entreißen! — Kein Gedanke an seine Unfähigkeit, die baumlangen Kerle überwältigen zu können, hinderte ihn, sich auf sie zu stürzen. Schon holte der Vorderste zum tödlichen Schlag aus, da traf ihn der wohlgezielte Schuß eines Offiziers, der Traugott zu Hilfe geeilt war. Der andere Angreifer entfloß. Nun strängte Traugott die geblühten Pferde des Wagens ab und zog gemeinschaftlich mit dem Leutnant den Wagen aus dem Getümmel. Sein Helfer mußte wieder zurück, und so nahm Traugott den kostbaren Inhalt mit dem eisernen Kasten, in dem er lag, heraus und schleppte den Schar nach dem Fluß hin, wo sein Herr war. Er fand den Obersten noch bewußtlos wie vorhin, und der Pole höhnte: „Dummer Kerl, ist sich dein Herr tot und wird verscharrt mit Geld, — mußt ihm herausnehmen aus der Tasche, schnell — Russen kommen vielleicht bald!“

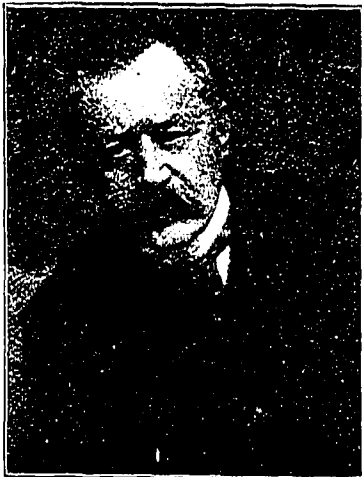


Das neuerbaute Heim des Schriftstellers Hans Jakob zu Haslach i. S. (Mit Text.)

Wortlos, erschüttert neigte sich Traugott über den Leblosen, und während er eifrig forschte, ob vielleicht nicht doch ein leiser Atem über dessen Lippen ging, fielen heiße Tränen auf seines Wohltäters Antlitz. Da — war es nicht Täuschung — bewegten sich ganz leise die Lider, und die Lippen formten sich, als ob sie sprechen wollten.

„Herr Oberst, Herr Oberst, Gott sei gelobt, Sie leben!“ rief Traugott, der nun seinen Herrn in die Arme nahm und aufschlole.

Der sah noch wirr um sich und fragte: „Wo bin ich? Was ist geschehen?“



Hans von Bartels †. (Mit Text.)

In fliegenden Worten erklärte nun der getreue junge Mensch, was geschehen sei.

„Du gute Seele,“ lächelte der Offizier, — „ich verdanke deiner Treue mein Leben! — Aber, wo ist die Regimentskasse? Ging sie verloren, so bin ich schlimmer vor meinem Gewissen daran, als wäre ich tot!“

Traugott wies auf den Kasten, den er mit seinem Mantel zugedeckt hatte. Glückselig sagte Herr v. Wangenheim: „Niemals werde ich dir deine Treue vergessen.“

Es zeigte sich, daß seine Verwundung nicht so schlimm gewesen war, wie es den Anschein gehabt. Der furchtbare Luftdruck der platzenden Kan-

nonenugel, von welcher ein Splinter seine Stirn getroffen, hatte ihn mit großer Wucht zu Boden geschleudert und bewußtlos gemacht. Der Oberst, der bald von einem Ambulanzwagen aufgenommen wurde, erholte sich rasch. Napoleon, dessen Mut sehr gehunten war, wünschte innerlich den Frieden, den er erhoffte, wenn er Moskau in seinen Besitz brachte. So marschierte sein Heer auf die alte Zarenstadt zu, aus der neun Zehntel der Bewohner geflohen waren. — Alle Vorräte waren geräumt, damit die Eroberer keinen Unterhalt fänden. Sie wußten noch nicht, daß sie inmitten einer Brandstätte ihr Quartier aufschlugen. Der Gouverneur von Moskau, Graf Mskopschin, ein echter Russe mit der ganzen Wildheit eines Barbaren, fand das furchtbare Mittel zur Vertreibung der Feinde, indem er die Stadt verbrannte. Er ließ die Gefängnisse öffnen und durch Sträflinge den planmäßig angehäuften Zündstoff zum Feuer ansetzen, nachdem er mit seinem eigenen Palast den Anfang gemacht hatte. Bald lagen zwei Drittel Moskaus in Asche. Herr v. Wangenheim entging nur durch Traugotts Wachsamkeit dem Verbrennungstode. Sie retteten sich in den Kreml, der nun Tausen-

den des französischen Heeres Uddach bot. Hier mußten sie untätig bleiben, da Napoleon volle fünf Wochen auf Friedensvorschläge des Kaisers Alexander wartete. Doch sie erfolgten nicht, Napoleon sah seine Macht erschüttert und beschloß endlich den Abmarsch von Moskau. In ohnmächtiger Wut ließ er den Kreml sprengen.

Traugott hatte Müsse gehabt, diese Stätte, zu der sonst nicht nur fromme Peter, sondern die Kunstpilger aus ganz Rußland hinwallen, mit begeisterten Sinnen in sich anzunehmen. Die herrlichen Verhältnisse des Bauwerkes, seine gemalten Fenster, die Altäre mit ihren kostbaren Geräten — alles machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn. Der Zeichenstift kam in seinen Freistunden kaum aus seiner Hand, und der Oberst ermutigte ihn bei seinem Tun.

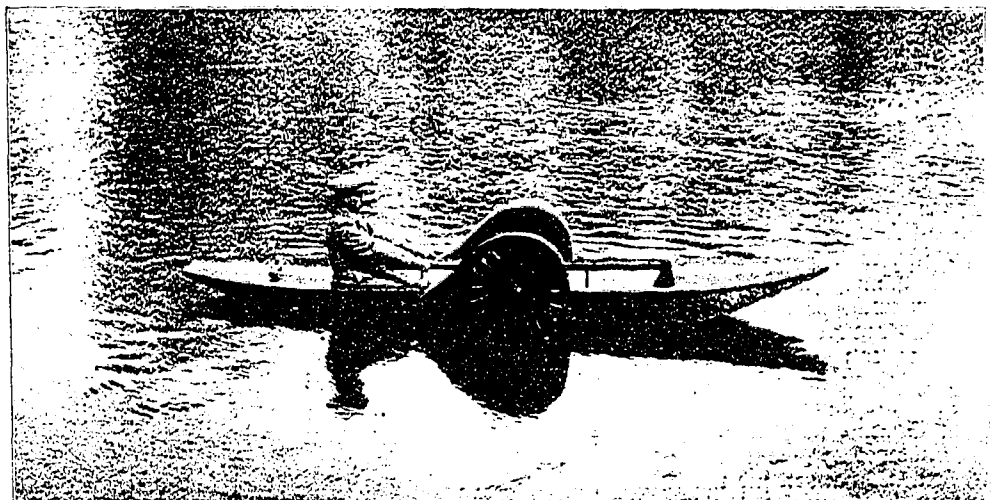
„Du guter Kerl“, sagte er eines Tages zu ihm, „sollst, wenn Gott dich gnädig heimgeliehet, mit meiner Hilfe dein Ziel erreichen und dich zu einem tüchtigen kunstgewerblichen Maler ausbilden. Ich schenke dir für meine Rettung bei Borodino tausend Taler, und für die Vergütung der Regimentskasse habe ich auch eine Besolohnung beantragt. Man wird dir dafür fünfhundert Taler geben.“



Wiesel auf der Lauer. Phot. Jacques Boyer, Paris. (Mit Text.)

„Herr Oberst,“ stammelte Traugott, von Freude überwältigt. „ist es möglich? — So viel Gnade schenkt mir der Himmel! Und ich habe doch nur meine Pflicht getan!“ Er sank in die Knie, und ein Gebet stieg zu Gott empor, daß er seiner Marie und den Eltern die Kunde von seiner glücklichen Schicksalswendung selbst überbringen könne.

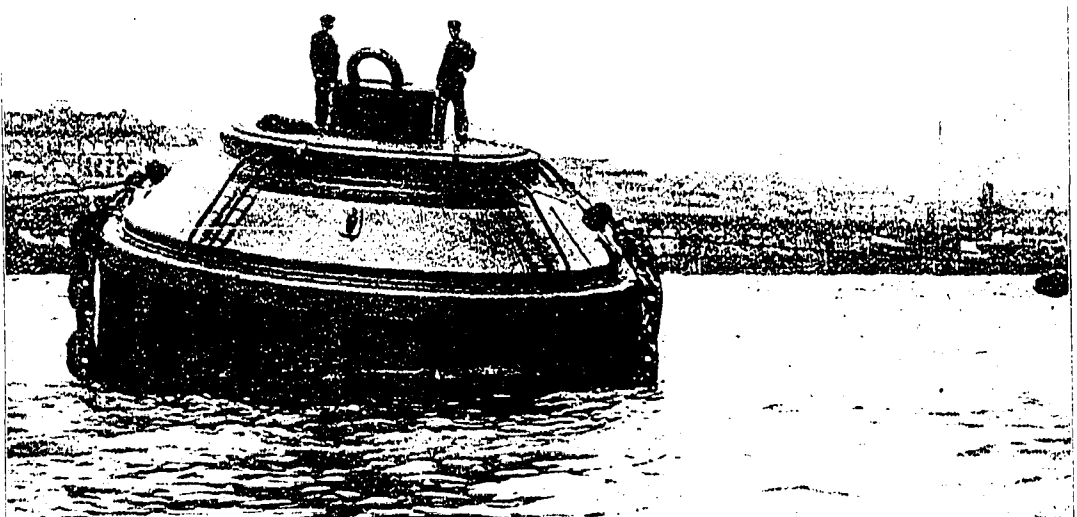
Der Rückzug der „großen Armee“ begann, während der Feind ihr beständig im Nacken saß, durch wüste Landstriche. Der mit



Ein rotierendes Rad. (Mit Text.)

geführte Proviant ging in einer Woche zu Ende, und man war bald bitterer Not preisgegeben. Viele Soldaten und Pferde blieben entkräftet am Wege liegen. Alle Disziplin lockerte sich —

ein Wort um ein Stück Brot war schon was Alltägliches. — Der furchtbare harte Winter, achtzehn Grad unter Null zu Anfang November — und Erfane mit Schneetreiben überlieferte viele Tausende dem Untergang. Haufen erstarbter Leichen säumten die Wege. — Smolensk war wieder erreicht, wo man sich um einen Platz zum Schlafen blutig raufte, das man aber bald wieder verlassen mußte. — Der Müttzug wurde fortgesetzt, während man sich der Verejsina, wo drei feindliche Heere im Anzuge waren. Nur noch zwölftausend Mann der „großen Armee“ bildeten den Rest — in Lumpen gehüllte, verhungerte Jammergestalten! Dennoch hatten sie gegen Tschitschagoff einen Sieg zu verzeichnen, dem aber raiten sie, vom Feinde verfolgt, über den Fluß. Die schon wankenden Brücken, soweit sie den Rüssen erreichbar waren zerbrach, und der wilde Menschenhaufen, der sich vorwärts drängte, ging in wahnwüthiger Hast zugrunde oder erlag dem Feinde.



Eine Niesen-Boje für den „Imperator“. (Mit Text.)

Napoleons Stern war gesunken, der Untergang seiner Armee deren Rest aus einem Häuflein zerlumpter, hungernder Pilger bestand — wurde als das Gottesgericht über ihn erkannt, und damit war sein dämonischer Zauber gebrochen, der Europa in Fesseln gehalten hatte. Die wenigen Überlebenden, die den namenlosen Qualen der Kälte und des Sturms entgingen, als sie vereinzelt oder aber in kleinen Trupps über Wilna der Heimat zuwanderten, gaben mir zu deutliches Zeugnis von dem Schlage, den der Welt-eroberer erlitten hatte.

Zu Thüringer Walde lebten Traugotts Eltern in dumpfer Verzweiflung über das Schicksal ihres Einzigen, den sie wohl nie wieder ans Herz drücken würden. Die lügenhaften Bulletins Napoleons ließen doch genug von der furchterlichen Wahrheit durchsickern. Keine Kunde hatte Traugott an sie senden können — er war gewiß elend in den Eiswüsten Rußlands umgekommen! Ahren Jammer teilte Marie, deren Vater beim Brande seiner Mühle das Leben eingebüßt und deren Mutter, nachdem die Not der Zeit ihr Hab und Gut und Mann genommen, nach kurzer, heftiger Krankheit gestorben war. Das Mädchen war in der Wochhütte als liebe Tochter aufgenommen worden und teilte nun die Armut ihrer Wohltäter mit dankbarem Herzen. Verband sie doch ein Band zu innigster Gemeinschaft.

Zu Thüringer Walde lebten

Traugotts Eltern in dumpfer Verzweiflung über das Schicksal ihres Einzigen, den sie wohl nie wieder ans Herz drücken würden. Die lügenhaften Bulletins Napoleons ließen doch genug von der furchterlichen Wahrheit durchsickern. Keine Kunde hatte Traugott an sie senden können — er war gewiß elend in den Eiswüsten Rußlands umgekommen! Ahren Jammer teilte Marie, deren Vater beim Brande seiner Mühle das Leben eingebüßt und deren Mutter, nachdem die Not der Zeit ihr Hab und Gut und Mann genommen, nach kurzer, heftiger Krankheit gestorben war. Das Mädchen war in der Wochhütte als liebe Tochter aufgenommen worden und teilte nun die Armut ihrer Wohltäter mit dankbarem Herzen. Verband sie doch ein Band zu innigster Gemeinschaft.



Denkmal für den ersten österreichischen Avialiter und Flugzeugkonstrukteur. (Mit Text.)

Der Oberst v. Wangenheim, eine wahre Himmelsgestalt, hatte Traugott in seiner Nähe behalten, den er mit starkem Arme mehrmals aus dem Getümmel zog. Als sie mitten auf der Brücke waren, brachen die Planken vor ihren Füßen zusammen, aber die wild nachdrängende Menge, sinnlos vor Angst, sah nicht den Abgrund und schob und stieß alles vor sich nieder, fast alle dem sichern Tode überliefernd. —

Traugott sah den Abgrund zu seinen Füßen, auf dessen Boden — der geberzerten Eisdecke des Klusses — sich Tausende von Soldaten blutig in Todeszudrängen wandten. Dann wurde er hinabgestoßen, die Hand seines Obersten, die ihn fest am Arm gehalten hatte, glitt ab — es wurde dunkel vor seinen Augen, ein furchtbarer Schmerz beraubte ihn seiner Sinne, und dumpf aufschlagend sank auch er ins eisige Massengrab.



Am Spinnrad. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach. (Mit Text.) (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Eines Morgens — der Frühling des Jahres 1813 begann sich leise zu melden — schaute Marie sehnsüchtig in die Ferne vom Berge hinunter auf die Stätte, wo sie sich mit Traugott so oft zu seligem stützen und stoßen getroffen hatte. Da sah sie unten einen armen, verkommenen Bettler, das Haupt verbunden, am Stod einherhumpeln. „Der ist noch ärmer als ich“, dachte sie und stieg den Abhang hinunter, um ihn hinaufzuholen und ihn zu laben. Als sie sich ihm näherte, hob der gebrochene, elende Mann den müden Blick, dann kam mit heiserem Laut der Name „Marie“ über seine Lippen, er streckte die Arme zu ihr hin, dann schwankte er und brach mit einem Seufzer zusammen.

Webend stützte das Mädchen zu ihm hin. Wie konnte der Bejammernswerte ihren Namen wissen? Von Grauen geschüttelt, kniete sie neben dem Fremden nieder, der das Bewußtsein verloren hatte. Nun sah sie, daß Fetzen einer ehemaligen Uniform, über die zerrissene Teile von Frauenkleidern gebunden waren, den zum Gerippe abgekehrten Körper deckten. „Es ist einer von der großen Armee“, schoß es ihr durch den Sinn, — „o mein Gott, vielleicht weiß er etwas von ihm!“

Nun kam Vater Hufschmied, der die Szene von oben mitangesehen hatte. Ohne ein Wort zu fragen, kniete er neben dem Unglücklichen nieder und löste sanft dessen Binde. — Hoff einem Totenkopfe gleich das fleischlose Antlitz des Liegenden, in dem der Alte seinen Traugott erkannte! Webend rief er den Namen des Sohnes, den Marie schluchzend wiederholte. Da lächelte der Sieche mit lächelndem Munde: „Zu Hause bei euch!“ Dann entrückte ihn eine neue Ohnmacht der Gegenwart.

Wochenlang lag der Heimgekehrte in wilden Fieberphantasien im Hof des Elternhauses, und es schien, er sei nur zum Sterben heimgekehrt. Endlich aber siegte seine Jugendkraft, und der Semmann mußte seine Beute fahren lassen. Nach und nach kehrte auch die Erinnerung an die Katastrophe von der Verejina zurück. Als er himmelergehirzt war, hatte über ihn und seinen Oberkörper ein nachfallender Munitionswagen eine Art Dach gebildet, dessen eines Rad ihm zwar den Fuß gebrochen, ihm aber das Leben erhalten hatte. Sein Herr hatte ihn später herausgezogen und nach Wilna transportiert, wo er trotz schlechter Pfllege Heilung fand. Danach mußte er mit wenigen Leidensgenossen sich bettelnd in heißer Not bis nach Hause durchschleichen, wo der entkräftete Körper zusammenbrach.

Nun er in Mariens liebe Augen blühte, verschwand mehr und mehr die Erinnerung an die ausgestandenen Schrecken.

Eines Tages, als er, noch schwach, zum erstenmal ins Freie konnte, sah er von weitem die blinkende Uniform eines höheren Offiziers durch den Waldeschatten aufleuchten. Bald stand sein vergötterter Oberst vor ihm, und beide feierten glückseliges Wiedersehen. Sein Herr übergab ihm jetzt die verheißenen tausend Taler nebst den fünfshundert, die dem tapferen Verteidiger der Regimentskasse zuerkannt worden waren.

Das war ein Jubel in der Behütte!

„Nun kerne recht tüchtig in Weissen und in Berlin, mein lieber Traugott“, rief der Oberst, „wenn du genesen bist, und richte alsdann mit deinem kleinen Kapital eine Porzellanfabrik ein, die bei dem Holzreichtum des Thüringer Waldes und den billigen Arbeitskräften dich zum wohlhabenden Mann machen kann.“

Weiter berichtete Herr v. Wangenheim, daß sich das deutsche Vaterland, durch den Freiern vom Stein und G. M. Arndt begeistert, zum Freiheitskrieg erhöhe: er selbst ging mit ins Feld.

„Dann will ich auch dabei sein“, jagte Traugott entschlossen.

„Nein, du mußt erst genesen, sorge durch deinen Verus in deiner Weise für das Vaterland und werde glücklich mit deiner Marie.“

Als Traugott wieder hergestellt war, zogen zu Anfang des Jahres 1814 die Verbündeten in Paris ein.

Der Adventstern.

Von Käthe Damm. (Nachdruck verboten.)

Muttchen, ich glaube, es ist jemand im Laden.“ Die noch junge, bleiche Frau hatte die Näharbeit sinken lassen, als die frühe Dämmerung in das kleine Ladenstübchen trat, und hatte einige Minuten lang die Dunkelheit und alle Sorgen der Gegenwart vergeffen. Ihr fiel mit einem Male das Wort aus der Predigt ein, die sie am gestrigen Totengedenktage in der Kirche gehört hatte: Tief und dunkel ist das Grab — aber durch dieses Grabesdunkel dringt er auch siegreich: der Adventstern des kommenden Lichtes. Noch heute — noch in dieser Stunde wird er das Grabesdunkel erhellen und durchdringen. — Das hatte so tröstlich geklungen, daß sie ganz erbaunt aus der Kirche gekommen war, aber heut, in der Mühe des Werktags und der nie ruhenden Sorge ums tägliche Brot wollte das Wort vom Adventstern nicht mehr trösten. —

„Mutterchen, im Laden ist es noch dunkel.“ Lilli hatte, nach dem die Mutter nicht geantwortet hatte, sie jetzt energisch am Kleide gezwist.

Sie trat über die Schwelle in den kleinen Laden für Näh- und Stichtensilien, Kragen und Fuß, den sie in der neuen Vorstadtstraße eingerichtet hatte, und entschuldigte sich, daß noch kein Licht brannte, ließ die eine der beiden Gaslampen aufschäumen und verhandelte mit der jugendlichen Verkäuferin um ein gewünshtes Schärpenband. Der Traum vom Adventstern war verfliegen; die kleine Lampe, die Charlotte angezündet hatte, leuchtete ihren fleißigen Händen, die an einer bestellten Stückerarbeiteten, und Lilli hatte sich ihr Lesebuch geholt, um ihre Schulaufgabe zu erledigen. Ein Weilsen blieb es still, dann fragte das Kind: „Weshalb zündest du nicht die beiden Gaslampen im Schaufenster an? Das ist ganz dunkel. Alle Läden haben jetzt helles Licht im Fenster, damit die Weihnachtssachen zu sehen sind — es ist doch bald Weihnachten — und wenn unser Laden schön hell ist, kommen gewiß mehr Menschen, die kaufen.“

Charlotte kämpfte mit den Tränen; andere Kinder, die von Weihnachten sprachen, dachten an ihre erhofften Gaben, Lilli dachte an die Einkünfte. So hatten ihre Sorgen, die das Kind teilte, schon den klaren Kinderhimmel getrübt. Sie sagte nur: „Weißt du, Lilli, zwei Wochen vor Weihnachten kaufen die Leute doch erst wirklich ein, dann will ich das Schaufenster schön ordnen, und dann soll das Licht brennen.“

Nach dem sorglichen Abendessen ging Lilli zur Ruhe, ihr Bett stand hinter dem Vorhang im Ladenstübchen, und Charlotte machte sich zur Nacht auf dem Sofa ihr Lager zurecht. Aber sie selbst konnte vor Mitternacht nicht an Ruhe denken, die Arbeit mußte zu morgen fertig werden. Und dabei dachte sie wieder an die Dunkelheit der Nacht und der Welt und an die Dunkelheit ihrer Sorgen und Kummernisse, die kein glänzender Adventstern durchdringen könnte. Dann kam auch die Erinnerung an die frühere Zeit, wo ihre Seele von der Dunkelheit der Kummertage nichts geahnt hatte im glücklichen Elternhause, die Erinnerung an den Mann ihrer Liebe, dem sie vertraut und der sie betrogen hatte, und der fern von ihr gestorben war, als er, der stets dem Schein nachgahle, sich in den deutschen Kolonien in Afrika ein neues Leben gründen wollte. Ohne Fortbildung, mit den Kenntnissen der vielgesprochenen „höheren Tochter“ stand sie mittellos da und sie dankte es der Hilfe ihres Bruders, der selbst nur in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, daß sie sich diesen kleinen Laden einrichten konnte. Aber der Anfang war so schwer, und Charlotte hatte die Hoffnung auf Besserung verloren. Weshalb kam sie mit einem Male in dieser dunklen Dezembernachtsstunde die Erinnerung an den Nachbarsohn von Dabheim, den Fritz Lüdars, dessen erste Liebe sie gewesen war? Fritz Lüdars, dessen Vater einen kleinen Laden hatte, in dem alles, was man sich denken konnte, feil war: Stoffe, Leinen, Spitzen, Schaufeln, Marken, landwirtschaftliche Geräte, Kaffee, Zucker, Tee, Schokolade, Feine und Likör, Bonbons, Schreibpapier, Bänder, Petroleum, Zigarren, Speck, Wurst, kurz alles, was man im ländlichen und städtischen Haushalt braucht. Trotzdem das Geschäft gut ging und die ländlichen Wagen oft die ganze Straße hinaus hielten, deren Besitzer und Mitfahrer ihre Einkäufe besorgten, kam Lüdars für sie gar nicht in Betracht. Aber wie hätte sie auch, des Medizinalrats Tochterlein, die stummen Huldigungen von Fritz Lüdars, der nicht einmal das Gymnasium, sondern nur die Bürgerchule besucht hatte, ermutigen sollen! Sie hatte in all diesen langen Jahren, seit sie das Elternhaus verlassen hatte, kaum an Fritz Lüdars gedacht, nur manchmal glaubte sie den schmerzzerfüllten Blick noch zu sehen und zu fühlen, den er ihr zuwarf, als sie gelegentlich eines Schützenfestes auf der Waldwiese eine zaghafte Aufforderung zum Tanz unfreudlich abwies. Er war damals Lehrling in seines Vaters Geschäft, und Charlotte konnte nicht gegen alle heinschädliche Tradition mit einem Kaufmannslehrling, dem ehemaligen Bürgerschüler, tanzen.

Das war nun dreizehn Jahre her, Fritz Lüdars war in ein Hamburger Engroszhaus übergesiedelt, Charlotte hatte den besessenden Gutsbesitzer geheiratet, der sein Gut und sein Vermögen in kurzer Zeit verwirkt hatte. Schon seit Jahren war es dunkel um sie geworden; schon seit Jahren, als Konrad noch lebte, hatten sie mit Nahrungsorgen zu kämpfen und sie waren ihr kleinmütig und Hoffnungslosigkeit zur zweiten Natur geworden. Wenn der kleine Laden nun nicht so viel brachte, daß sie die Miete zahlen und mit Lilli bescheiden leben konnte? Ihr fiel wieder das Wort vom Adventstern ein, aber zugleich die große Trostlosigkeit: „Für dich ist kein Adventstern da.“

„Ich möchte ein paar Fäden Goldschur“, forderte am andern Tage ein fröhlicher Badtsch und fügte hinzu: „Für den Adventstern an dem Weihnachtsbäumchen.“

Aber Charlottes bleiche Züge irrte ein Lächeln: diesem frohen Kinde leuchteten ja überall Sterne, für dieses frohe Kind gab es keine Dunkelheit.

Ein zierlich geleidetes Hausmädchen war eingetreten: „Haben Sie gute Gardinenschür — Mouleauschür?“ fragte es höflichsvoll.

Charlotte legte mehrere Stücke Schür vor. „Da muß ich erst den Tapezierer fragen, ob er das brauchen kann — haben Sie nicht größere Auswahl?“

Charlotte verneinte: „Es wird hier wenig geordert“, sagte sie, gleichsam entschuldigend.

„Ja, wir brauchen viel — wir richten uns neu ein — hier im Hause — die erste Etage — der Herr Direktor ist aus der Stadt erst hergezogen, auf die Lieferungen für so große Haushaltungen scheint Ihr Laden nicht eingerichtet zu sein.“

In seinem Zimmer sitzend, ohne gerade zu arbeiten, hörte der Direktor den Tapezierer im Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, mit dem Mädchen sprechen.

„Andere Schür hat sie nicht“, sagte Minna, „es ist ja doch ein kleiner, erbärmlicher Laden, ich hätte sollen gestern Schür aus dem großen Warenhaus holen.“

„Aber solche arme, alte Frau will auch leben“, sagte der kauftmüchtige Tapezierer.

„Alt — alt ist die nicht, vielleicht dreißig Jahre, aber sehr arm und heruntergekommen sieht sie aus — ich sage Ihnen, ich verleihe mich auf die Menschen, die hat ihr Lebtag noch keine Nadeln und keine Wolle verkauft.“

„Na also — warum gönnen Sie der Frau den kleinen Verdienst nicht?“

Als der Direktor in sein Bankhaus ging, sah er sich vor der Tür nach dem kleinen Laden um: er wäre gern eingetreten, denn er interessierte sich für soziale Probleme, aber es fiel ihm nichts ein, was er für sich brauchen könnte. Seine Blicke überflogen das kleine Schaufenster — richtig — da hingen braune und schwarze Schuhbänder, die konnte er ja zur Not verwenden. Rasch trat er ein, Charlotte stand hinter dem Ladentisch und verkaufte einer jungen Frau Mäpfe. Die Käuferin schien zu keinem Entschluß kommen zu können. Rasch aufsehend erwiderte Charlotte des Eintretenden Gruß, aber so flüchtig, daß sie nicht bemerkte, wie ihm energisches Gesicht plötzlich erleuchtete.

„Ich bitte um einen Augenblick Geduld, ich sehe gleich zu Diensten“, sagte sie höflich.

Die Käuferin, nur mit sich beschäftigt, verlangte immer mehr Mäpfe zu sehen, Charlotte fürchtete, den Käufer zu verlieren. Da — mit einem Male stand Lilli neben der Mutter, in Hut und Mäntelchen, wie sie soeben aus der Schule kam.

„Bitte, mein Herr, was darf ich Ihnen geben?“ Ganz fröhlich und hell klang die Stimme durch den Raum.

Des Direktors Augen wanderten von der Mutter zum Kinde, Zug um Zug sie — des Medizinalrats Vendemann Töchterlein, nur jammervolle Runen der Sorge und des Kummers standen im Antlitz der Mutter. „Ach, möchte Schürbänder haben.“

„Bitte, welche Farbe, und lange oder kurze?“

Die kleine Hand griff nach einem Papptasch und packte aus, dabei nahm sie zur Mutter die Zusucht: „Ich weiß nicht, wie teuer sie sind.“

Charlotte gab, fast ohne aufzublicken, Beiseid. Lilli schloß selbständig den Handel ab: fünf und zwanzig Schuhbänder hatte der fremde Herr gekauft.

„Muß der aber viele Schuhe haben!“ rief sie, als die Käufer fort waren.

Der Direktor aber stand, mit seinem Reichtum an Schürbändern in der Hand, ein Weilchen vor dem kleinen Schaufenster, und das Bild seiner Heimatstadt und seines väterlichen Geschäfts stieg in seinem geistigen Auge auf.

Ein paar Tage später trat der Direktor wieder in den kleinen Laden, aber Schürbänder konnte er nicht gut fordern, es fiel ihm ein, daß seine Haushälterin und das Stubenmädchen sich über warme Handschuhe freuen würden.

Charlotte kam aus der Ladentüre; eigentlich wunderte sie sich über den eleganten Käufer.

„Ich bitte um Damenhandschuhe“, seine Stimme zitterte etwas. Sie stellte den Kasten vor ihn hin.

„Ist Ihre kleine Kofferin nicht hier, gnädige Frau? Ich würde es gern sehen, wenn ich mit ihr verhandeln könnte“, sagte er.

Sie erschrak! Wer war der Käufer, der sie gnädige Frau nannte, mit dem Titel, den nur die sogenannte Gesellschaft kennt, und den man der Inhaberin eines kleinen Vorstadtadens nicht gibt.

„Lilli ist noch in der Schule!“

„Düßt sie Ihnen öfter?“

„O nein.“ Charlotte lächelte, „aber sie hatte Angst, Sie könnten ungeduldig werden und fortgehen, und sie wollte den Verdienst nicht verloren gehen lassen.“

„Also ein kluges Kind“, sagte er anerkennend.

„Ein gutes Kind“, bestätigte sie.

Sie wartete, daß er die Handschuhe aussuchen sollte, aber er warf die einzelnen Paare achtlos hin und her, dann, mit plötzlichem Entschluß, sagte er: „Ich bin noch immer der ungeschickte Friß Lüdars, gnädige Frau, ich kann nicht mit diplomatischer Klugheit zu Werke gehen, habe Sie gleich erkannt, und ich möchte, Sie könnten mir vertrauen und mir von Ihrem Leben erzählen.“

Charlotte sah überrascht den stattlichen Mann an, der ihr gegenüberstand — also das war jetzt der Friß Lüdars! Sie fühlte es, sie konnte ihm vertrauen, er trug ihr in seiner Großmutter ihr kindisches Gebahren von damals nicht nach. Sie fragte ihn danach.

„Ich war Ihnen nie böse — aber es hat mich sehr traurig und zu einem ungeselligen Menschen gemacht, der einsam blieb.“

Als er am anderen Tage wiederkam, diesmal, um eine schöne Stiderei für seine Schwester zu kaufen, trug er Lilli.

„Lilli“, sagte er, „bitte mal deine Mutter, daß sie den Laden wieder verkauft.“

Lilli sah ihn erstaunt an. „Das geht nicht, wir müssen Geld verdienen“, sagte sie ernsthaft, „und besonders zu Weihnachten, dann soll das Schaufenster abends hell sein, damit viele Leute kommen.“

„Wenn ich nun den Laden haben will?“ Es lag ein eigenes Ton in der Frage, die mehr an Charlotte gerichtet war.

Sie schüttelte den Kopf: „Ich habe mich daran gewöhnt, es muß so gehen.“

„Es geht auch anders“, sagte er, „hören Sie, Charlotte, wir sind doch füreinander bestimmt gewesen, sonst hätten wir uns nicht auf der weiten Welt gerade hier wiedergefunden — ich wolle, Lilli will gern meine Tochter sein — dann seien auch Sie meine Frau.“

Und als sie ihre Hand in die des treuen Mannes legte, und er Lilli mit stillem Gelächris an sein Herz drückte, da ging der Adventstern leuchtend und schimmernd auf.

Fürs Haus

Rosentravatte zu weißen Binden zu tragen.
Einen kleidamen Auszug zu weißen Binden bildet diese Rosentravatte, deren Kössen man nachher aus Chiffon selbst nähen kann.
Auf unserem Bilde bestehen die Kössen aus roter und hellblauer und die Blätter aus grünem Chiffon. Das erforderliche Samtband ist 1 1/2 cm breit.



Unsere Bilder

Das Leibt-Haus in Mutterling, das in eine Drechlerei umgewandelt werden soll. Hier, in der Gebirgshalle Mutterlings, schuf Wilhelm Leibt, der zu den größten Malern des 19. Jahrhunderts zählt, seine besten Bilder. Hier in dem schindelgedeckten Bauernhaus verbrachte er mit seinem Freunde Speert mit Arbeit, Jagd und Ruhe köstliche Jahre seines reifen Lebens. Man soll das mit vielen Leibt- und Speert-Erinnerungen verknüpfte Haus von dem jetzigen Besitzer G. Kolb in eine Drechlerei umgewandelt werden, falls nicht pietätvolle Kunstfreunde die 8000 M. aufbringen, für die das malerische Anwesen mit seiner gesamten Inneneinrichtung und dem Garten zu haben ist. Es ist zu hoffen, daß sich in dem künftigen Deutschland einige Mäzene finden, die die wenigen tausend Mark stiften und an dieser Stätte der Kunst vielleicht ein Künstlerheim errichten.

Des Schriftstellers Hans Jakob neuerbautes Heim zu Haslach in Baden. Der bekannte Volkschriftsteller Dr. Heinrich Hans Jakob hat sich nach fünfzigjähriger Tätigkeit in seine ihm so sehr ans Herz gewachsene Vaterstadt Haslach zurückgezogen und gedenkt den Rest seines Lebens in der nach dem Stile eines Schwarzwälder Bauernhauses erbauten Villa zuzubringen. Mitte Oktober hat der Einzug in seine neue Behausung stattgefunden.

Hans von Bartels f. Der in München einem hartnäckigen Nervenleiden erlegene Künstler hat sich mit seinen zahlreichen, durch ihr frühes und glänzendes Aolorit fesselnden Strandbilder früh die Bekämpfung weiterer Kreise erobert. Er begann alsbald nach seiner Konfirmation bei dem Hamburger Meister H. Harhoff zu malen, wandte sich aber drei Jahre später nach Düsseldorf. Er selber erzählt, daß er dreiviertel des Jahres seine Studien im Freien trieb, auf ausgebeuteten Malerfahrten in Holland, auf Küsten, an der Dünenküste entlang bis zur letzten Biegung. Später besuchte er Holland, England und die Bretagne. In solchen Antworten, wo die Sonne am besten über der See glänzte, legte er sich fest und malte seine liebsten Strandbilder, mit wogender Brandung, Schaum und Gischt über dem grünen Meer und dem gelben Sande, mit windverwehten Frauen und Mädchen in flatternden Röden und weißen Hüten, mit verwitterten Seemannsgelassen und Fischerbooten. Das Originelle an diesen Bildern war eine Technik, die mit Wasserfarben Wirkungen großen Formates erreichte, wie sie eigentlich nur der Öl- oder Temperamalerie gelingen. Wenn Bartels mit breiter Pinselführung seine weichen Nonnette malte, brachte er eine Leichtigkeit in das Leben der Elemente Wasser, Luft und Licht, daß keine weitere Technik in seinen besten Arbeiten doch als ein durchaus jugendlicher Ausdruck wirkte, was er empfand. Er war auch als Porträtist geliebt, be

sonders am Münchner Hofe. Nach München siedelte er 1855 über, um Italien näher zu sein, trotzdem aber zog es ihn jedes Jahr an die nordische See.

Ein Viebel auf der Lauer. Zu den frechsten und kühnsten Räubern gehört bekanntlich das Viebel. Nach Vrechm scheint es sich z. B. nicht, gelegentlich den Menschen anzugreifen oder sich in den Weinen vorübergehender Pferde festzubeißen. Wenn man behutjam und leise zu Werke geht, kann man an den Orten, die den Schlupfwinkel der Tiere bilden, sehr leicht das Viebel ungestört zu beobachten. Auf unserem Bild hat der photographische Apparat einen Moment festgehalten, in dem der kleine Räuber sich auf die Lauer gelegt hat, ein Mannchen bei dem Verlassen des Baus zu überraschen.



Pl. Zuyllha. S. München

Verhauungsplatz.

Postbeamter: „Was für ein Brief war es, den Sie zurückgeben wollten? Ein gewöhnlicher oder ein eingekleideter, oder ein Verlobungsbrief?“
Frau Klein (Waffisch, herausplätschend): „Nein — ein Liebesbrief!“

bis 15 kg. Sie ist an einem Rahmen von 30 cm Breite angebracht, der auf dem Boot nicht viel Raum wegnimmt, und wird je nach Breite und Richtung des Bootes in verschiedenen Dimensionen gebaut. Das rotierende Ruder besitzt dem von allersherblich, gewöhnlichen Ruder gegenüber den Vorzug, daß zu seiner Bedienung keine vorherige Unterweisung erforderlich ist. Um das Fahrzeug vorwärts zu bringen, braucht man nur an zwei Handgriffen zu ziehen, die dann von selbst in ihre Anfangslage zurückkehren und den Ruderer nach vorn überbeugen, so daß er die Handgriffe wieder ansieht usw. Ein weiterer, nicht unbedeutender Vorteil ist, daß der Ruderer in der Fahrtrichtung sitzt und daher seinen Weg mit größter Leichtigkeit übersehen kann. Ein mit dem rotierenden Ruder verriebenes Boot kann sich auch mit größter Leichtigkeit in das Meergras begeben und bei niedrigstem Wasserstand fortbewegen. Wenn man mehrere rotierende Ruder hintereinander anbringt, so kann man dem Boot schließlich größere und regelmäßige Geschwindigkeit erteilen, als mit dem stehweise wirkenden gewöhnlichen Ruder. Die Vorrichtung besteht im wesentlichen aus zwei Schaufelrädern, die direkt auf eine Querswelle aufgesetzt sind. Auf derselben Welle ist zwischen den beiden Rädern mittels einer Sperrvorrichtung eine Seiltrommel angebracht, auf der sich die beiden an den Handgriffen besetzten Seile auf- und abrollen. Die Querswelle ist mit ihren Lagern in dem vorerwähnten Rahmen montiert, der mit dem Boot verdrankt wird. Die Richtung, in der die Seile auf die Trommel aufgewickelt sind, ist derartig, daß die Trommel beim Ziehen der beiden Handgriffe Querswelle und Schaufelräder mitnimmt und in Umdrehung versetzt. Sobald man die Seile losläßt, wird die Trommel durch eine in der Mitte angebrachte Feder in umgekehrter Richtung gedreht und in ihre ursprüngliche Lage zurückgebracht. Die beiden Handgriffe sind durch einen Querstab verbunden, der für konstanten Abstand der Seile sorgt. Bei den kürzlich auf der Warte vorgenommenen Versuchen wurde die Steuerung durch ein Fußsteuer be wickelt, wodurch das Boot eine überraschende Bewegungsfreiheit erhielt.

Eine Nischen-Boje für den „Imperator“. Diese in der Unterelbe liegende mächtige Boje von 7 m Durchmesser dient zur Festlegung des Nischen dampfers „Imperator“. Sie ist mittels gewaltiger Ketten an 60 Tonnen schwere Betonblöcke verankert, die im Grunde des Flusses verankert wurden.

Das Denkmal für den ersten österreichischen Aviatiker und Flugzeugkonstrukteur. Am 5. Oktober fand im Tullnerbach Reservoir die feierliche Enthüllung des vom österreichischen Luftschiffverbande gestifteten Denkmals für den ersten österreichischen Luftschiffver bing. Josef statt. Das Denkmal, das Werk des Wiener akad. Bildhauers Baron Rudolf Freisberg von Wiesel, besteht aus einer einfachen Architektur aus rotem Numstein, die von einem mächtigen Adler gekrönt wird. Ein Bronzerelief stellt den Apparat dar, mit welchem Kersch die ersten Flugversuche gemacht hat.

Am Spinnrad. Hermann Kaulbach malt gern neben seinen großen historischen Gemälden kleinere Kinderbilder, hübsche, schelmische Mädchen, versüßliche Knaben. In diese Kategorie paßt auch sein „Am Spinnrad“ mit der halbverschleierten Lili, die den Faden auf ein Weibchen ruhen läßt und verträumt in die Weite sieht.



Allerlei

Stilblüte. Diese Stille herrschte ringsumher, und man hörte nur das lautlose Tabinggleiten des Mahnes.

Qualifiziert. „Schon lange verbroche ich mir den Kopf, für was für 'ne Karriere mich Junge am besten eignet; er hat ein ganz vorzügliches Lösungssvermögen.“ — „Na, dann lassen Sie 'n Wendarm werden!“

Bedeutliche Liebenswürdigkeit. „Ich wurde sehr liebenswürdig angenommen, als ich die Browns gestern abend besuchte. Ja, als ich fortging, brachte mich die ganze Familie bis zur Tür.“ — „Ja, sehen Sie vor einigen Abenden hat jemand aus ihrem Garderobenschrank im dritten Schranke mitgehen lassen.“

Soldatentwurf. In der Schlacht bei Miani meldete sich ein Offizier bei Charles Rozier und sagte: „Sir Charles, wir haben eine Fahne erobert.“ — Der General sah ihn an, gab aber keine Antwort und setzte ein Gespräch mit einem anderen Offizier fort. — Der erste Offizier glaubte, nicht verstanden worden zu sein, und wiederholte sein: „Sir Charles, wir haben eine Fahne erobert!“ — „So sichern Sie sich zum Teufel,“ donnerte General Rozier ihn an, „und erobern Sie noch eine!“ C. F.

Sorgen um die Schulden. Ein junger Mann hatte von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen ererbt, aber das war bald durchgebracht und bemühte der Verschwender den Kredit, den ihm sein Name gab, und machte eine Menge Schulden. Einer seiner Freunde sagte ihm: „Setz begehre nicht, wie du unter deinen Umständen noch ruhig schlafen kannst.“ — „E, ich schlafe recht gut,“ entgegnete der Leichsinnige, „aber wie meine Gläubiger schlafen können, das begehre ich nicht.“

Ein Trostbrief Friedrich des Großen. Friedrich der Große hatte den Generalmajor von Kossiere im Jahre 1773 zum Kommandanten der Festung Silberberg ernannt. — Beim Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges im Jahre 1778 äußerte der General in einem Berichte an den großen König mancherlei Besorgnisse hinsichtlich der Verwaltung seines Postens. Der König antwortete ihm darauf: „Mein Gott, welche Anglistlichkeit! Stedet die Schlüssel der Festung in Eure Tasche. Das ist alles, was Ihr jetzt zu tun habt. Ich glaube, Ihr würdet Euch noch vor dem Teufel fürchten, wenn Ihr auch schon im Paradiese zwischen Abraham, Isaac und Jakob säßet!“ F.



Gemeinnütziges

Schwarzwürzeln verlieren ihren aromatischen Geschmack, wenn man sie in Essigwasser nach dem Schalen legt. Sie behalten ihre schöne weiße Farbe schon durch Einlegen in saure Milch.

Spargelbeete sind im Herbst mit fettem Kuh- und Pferdemist zu decken. Etwa 1 Zoll hoch davon (2 1/2 em) wird im Frühjahr untergraben.

Für Porree, Sellerie und Knoblauch ist Straßenechtich als Dünger geeignet, zumal wenn er vor der Verwendung kompostiert wird. Unkompostierter Schrot ist aber bei Mören und Marjosteln zu vermeiden; er kann bei diesen Gewächsen geraden schädlich wirken.

Wurzeln an Gladiolen sind nur dann von Dauer und können für die Weiterkultur Verwendung finden, wenn sie nicht zu früh abgetrennt werden. Etwa bis Dezember belasse man sie an der Mutterzwiebel, von der sie noch Nährstoffe bezieht.

Gegen Hasenfraß bieten 5-10 Sonnenblumenkugeln, die man um den jungen Erbbaum mit Weiden oder Stroh einbindet oder sticht, einen wirksamen Schutz.

Bürsten reinigt man rasch und gründlich, indem man sie trüchtig hin und herstreicht über ein reines, aber nicht zu heißes Papier, das über die letzte Nahte eines Tisches gelegt ist. Man zieht dabei das Papier langsam weiter.

Auflösung.

D	I	D	O
I	S	A	R
D	A	L	A
O	R	A	N

Logarithm.

Mit M ist's Maß, leicht zu erraten.
Mit H bringt's Vorteil und auch Schaden.
Und hast du ihm ein W araben.
Dann fürst es macthes im Leben.
Julius Fald.

Scharade.

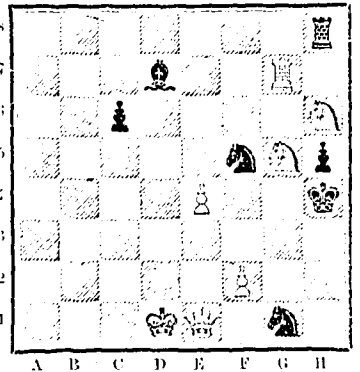
Das Erste läuft in deutschen Gassen.
Das zweite andre wir bekennen.
Wer beide dann mit r verbindet,
Ist eine deutsche Stadt gefunden.
Julius Fald.

Silberrätsel.

a, au, bil, de, ga, la, la, ma, mo, na, ne, ni, o, on, pa, ra, ri, ris, ron, su, tas, to, ur, ven.
Wähle aus diesen 21 Silben 8 Wörter, welche bezeichnen: 1) Eine europäische Hauptstadt, 2) Ein Sternbild, 3) Eine italienische Stadt, 4) Eine Südküste, 5) Einen Mädchennamen, 6) Einen französischen Fluß, 7) Ein Fahrzeug, 8) Ein Hausgerät. — Die Anfangsbuchstaben der acht Wörter geben den Namen eines europäischen Landes. Julius Fald.

Problem Nr. 94.

Von W. S. Thompson.
Tours de force 1906.
Schwartz.



Schachlösungen:

Nr. 92. 1) Ke 1! Da 5! 2) Kf 1, Da 6. 3) Ke 2! 4) S 4 oder 1. mat. 5) Die Weißen den König in G3 zu zwingen bringt, ist sehr interessant.
Nr. 93. 1) Dh 1! 2) Da 2. 3) Da 1, b 3. 3) e 6! etc. Nicht anzuwenden.

Wichtige Lösungen:

Aufgabe Nr. 89 wurde von A. Richter, B. Schambergner in Köhnd., C. Schmittall in Zeitzheim richtig gelöst.

Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logarithm: Bou. Bode (Auk in Thüringen). — Des Harmonim: Bert. Des Silberrätsels: Robert Gild behält darin, stündlich zu machen